

MOND

Ich war ein schönes Baby. Meine Mutter sollte noch Jahre später immer wieder erzählen, dass ihr nach der Geburt, als ich ihr in die Arme gelegt wurde, die Hebamme gesagt habe: „*Dea is vü zschee fia an Buam.*“ Nicht dass ich mich daran erinnern würde, von Eindrücken berichten könnte, dass ich als Kleinkind besonders liebe- und rücksichtsvoll behandelt worden wäre oder auf Grund meines Aussehens größere Aufmerksamkeit erfahren hätte, aber meine Geschwister behaupteten beharrlich, „*da Gloane*“ sei sowieso immer bevorzugt worden.

Ich war das letzte von drei Kindern, mein Bruder fünf Jahre älter, meine Schwester zwei. Es waren die späten 60er. In Woodstock machte sich die langhaarige Gegenkultur unsterblich, während gleichzeitig die Menschheit einen Riesenschritt unternahm: Alle Welt schaute zu, als Neil Armstrong die Leiter von der Kapsel hinunterkletterte, sah jene verwackelten, grobkörnigen Schwarzweißbilder von der anderen Welt, dem Mond. Das Bild von der versammelten Familie vor dem Telefunktfernsehgerät, die Großmutter auf ihrem Fauteuil, Mama und Papa auf der Ottomane, meinen Bruder und meine Schwester umarmend, gebannt das Fernsehbild betrachtend, der Moment, wo die Menschheit in ein neues Zeitalter eintrat.

Ich war noch nicht einmal ein Jahr alt und es ist unwahrscheinlich, dass ich jenen Moment bewusst miterlebte. Und ich bin auch nicht auf diesem Bild.

Mein Mond sollte eine befreundete Familie meiner Eltern im Nachbardorf werden, wohin ich am Tag nach der Mondlandung gebracht wurde, als mit dem Umbau

des Wohntrakts unseres Hofes begonnen wurde. Von einem Tag auf den anderen hatte ich einen neuen Vater, eine neue Mutter und fünf neue Schwestern.

Es seien schwere Zeiten gewesen damals, erklärte mir meine Mutter, als ich Jahre später erfahren wollte, warum sie mich weggegeben hatten. Zu jener Zeit habe niemand etwas gehabt und jeder habe alles selber machen müssen, weil Arbeiter hätte man sich nie und nimmer leisten können. Die Familie habe zusammengeholfen, ihre Brüder, die meines Vaters, alle hätten mit angepackt. Es sei schon schwer genug gewesen, mit meinem Bruder und meiner Schwester, die seien ja auch noch klein gewesen, aber mit einem Baby, wie ich eines war, das wäre zu viel gewesen.

Sie hätten während des Umbaus nicht einmal eine Küche gehabt, kein Bad, keine Toilette, alles sei provisorisch im Wirtschaftstrakt eingerichtet gewesen. Und weil sie im Dorf in niemandes Schuld stehen wollten, hätten sie entschieden, dass es am besten sei, wenn sie mich ins Nachbardorf bringen würden.

„Und schdöh da vua, Weihnochdn homma im Schdoi gfeiad, zwischn de Viecha.“

„Nua 's Chriskindl hobz fuadgeb'n“, sagte ich.

Ein halbes Jahr später kam ich wieder zurück auf die Erde. Die neuen Schwestern wollten mich gar nicht mehr zurückgeben, mein Bruder und meine Schwester wollten mich gar nicht mehr zurücknehmen. Wir weinten. Alle.

Als ich im Kindergarten war, kam es immer wieder vor, dass niemand da war, wenn ich nach Hause kam. Meine Eltern samt Großmutter auf den Feldern, meine Geschwister noch in der Schule. Ich wusste, wo der Schlüssel für den Hintereingang versteckt war, ging ins leere

Haus und versuchte, jemanden zu finden. Und immer, wenn mir klar wurde, dass da niemand war, niemand auf mich wartete, ich ganz allein war, schnürte es mir den Hals zu und ich glaubte, keine Luft mehr zu kriegen.

So als ob ich plötzlich ganz allein auf dem Mond wäre.

Im Westen schimmert noch der Mond zwischen den Nebelschwaden hindurch, während die Morgensonne die Hänge der Weinberge und den Yachthafen von Sausalito schon in goldenes Licht taucht. Ich gehe nordwärts über die Brücke und ein Mann kommt mir entgegen. Er lacht laut, beinahe hysterisch. Ich sehe kein Telefon, keinen Knopf im Ohr. Ich drehe mich um und schaue ihm nach und muss an die Geschichte des weinenden Mannes denken, der die Golden Gate Bridge auf und ab lief, in der Hoffnung, von jemandem angesprochen zu werden. – Das hätte ihn davor bewahrt, zu springen. Alle hasteten vorbei, so als wäre er unsichtbar. Bis ihm schließlich eine schöne deutsche Touristin begegnete. Sie blieb stehen und fragte ihn, ob er ein Foto von ihr machen könne. Er machte eine Aufnahme und sprang. Um zu verschwinden. Er hatte gelesen, dass einen die Strömung verschwinden lässt. Für immer.

Er überlebte. – In dem Moment, wo er das Gelände losgelassen habe, erzählte er später, habe er gewusst, dass alle Probleme, die ihm bis dahin unlösbar erschienen seien, lösbar waren. Nur nicht, dass er eben gesprungen war. Die vier Sekunden des freien Falles fühlten sich wie eine Ewigkeit an, sagte er.

Ich bleibe stehen und blicke Richtung Westen, wo der Himmel mit dem Meer verschmilzt. Unten am Strand sehe ich zwei Gestalten, die sich immer wieder nach Steinen bücken und sie über das spiegelglatte Meer hüpfen lassen,

*frage mich, ob sie schon einmal jemanden springen sahen.
Und verschwinden.*

*Es sind zwei Buben, vielleicht acht, zehn Jahre alt. Der
eine jubelt. Sein Stein war mindestens zehn Mal auf der
Wasseroberfläche aufgesprungen, bis er verschwand.*

MÜLLER

„*Valuan. Du zeascht.*“

Immer wenn wir zum Müller mussten, ließen wir vorher, wenn wir den Bach überquerten, Steine übers Wasser hüpfen. Jener, dessen Stein weniger oft auf der Wasseroberfläche aufsprang, war zuerst dran.

Der Müller hieß bloß so – und war keiner. Und eigentlich hatte ich immer meine Zweifel, ob sein Name wirklich Müller war. Er lebte allein in einem kleinen Gehöft unten am Bach, gleich jenseits der kleinen Brücke, mit ein paar Kühen und Schafen und einer Schar Hennen, von dem, was sein Vieh und der Boden hergaben. So wie die meisten im Dorf. Mit dem Unterschied, dass sein Haus alle paar Jahre überschwemmt wurde, im Frühjahr nach der Schneeschmelze oder im Sommer, wenn die Gewitter übers Land zogen, der Bach Hochwasser führte, manchmal die kleine Brücke überflutete und die kleine Wiese, wo gewöhnlich seine Schafe weideten, und die Auen dahinter. Ein einziger, stiller See, dessen Oberfläche keine Welle kräuselte. Alles stand unter Wasser. Das Haus und die Scheune schienen am Wasser zu treiben wie die Unmengen von Kleinbauernbubenhaaren, die aus dem Müller'schen Hof geschwemmt wurden. Im Wirtshaus hieß es dann:

„*Gestan is da Mühboch übagonga.*“

„*Vüh?*“

„*Knechthoch beim Mühla in da Kuchl.*“

„*Bisd leicht drunten gwehn?*“

„*Na. Dazöhd homses.*“

Ich bildete mir immer ein, dass, bevor der Müller eingezogen war, dort ein wirklicher Müller gewohnt und auch ein Wasserrad zum Gehöft gehört hätte und die Dorf-

bauern ihr Getreide zum Mahlen dort hingebraucht hätten. Allerdings deutete nichts darauf hin und es war auch nichts Genaues zu erfahren. Meine Oma wurde maulfaul, sobald die Rede auf den Müller kam.

„Du Oma, wea hodn friara beim Mühla untn gwöhnd?“

„Wo?“

„Beim Mühla.“

„Wea?“

„Jo.“

„Aha.“

Der Müller selbst war ein untersetzter, dickbäuchiger Mann. Er nahm an keiner Dorfgeselligkeit teil und war nie im Dorfwirtshaus. Er ging nicht in die Kirche und hatte keine Verwandten oder Bekannten. Allerlei Geschichten wurden über ihn erzählt: Das Gehöft habe früher Juden gehört und die seien während des Krieges enteignet worden und der Müller habe es nach dem Krieg übernommen. Er sei ein gesuchter Nazischerge, der unter falschem Namen hier untergetaucht sei. Er sei der rechtmäßige Erbe des Gehöfts und komme aus einem Dorf ein paar Täler weiter. Er sei Jude, weshalb er nie in die Kirche gehe und nicht ins Wirtshaus. Man wusste also eigentlich nichts über ihn und bekam ihn nie zu Gesicht. Nur wenn man musste – was sich für unsereins mit Regelmäßigkeit einstellte.

Meine Eltern waren Kleinbauern. Wir hatten ein paar Kühe und Schweine im Stall, ein paar Hühner im Garten. Da das zum Leben nicht ausreichte, musste mein Vater nebenher arbeiten gehen. Wie die meisten Kleinbauern im Dorf pendelte er dafür in die Fabrik. Später, als ich die HTL besuchte und mein Vater schon lange nicht mehr dort arbeitete, fuhr ich ebenfalls mit einem dieser Pendlertzüge in die nächstgelegene Stadt und fragte mich, ob er damals auch so gewesen war, wie diese

Männer, die um sechs Uhr morgens das erste Bier öffneten, herber Zigarettenqualm im Zugabteil, Gelächter und ausgelassene Stimmung. So als ob sie einen Ausflug machten, ihrem trostlosen Dasein eine Zugfahrt lang entgehen wollten. Bis sie dann, wenn der Zug in der eigens für die Fabrik eingerichteten Haltestelle stehen blieb, aus dem Abteil torkelten, die Ausgelassenheit einer Ausweglosigkeit wich und sie im Gänsemarsch Richtung Fabrikstor marschierten, um dort ihr Leben abzugeben – in etwa so ausweglos wie unser Gang zum Müller. Nur dass wir dort nicht unser Leben abgaben, sondern unsere Würde.

Da in meiner Familie immer gespart wurde, erwarben wir nur dasjenige käuflich, was nicht selbst hergestellt werden konnte. Das hatte zur Folge, dass sich unsere Mutter meisterliche Fähigkeiten im Umarbeiten und der Reparatur von Kleidungsstücken angeeignet hatte: im Kürzen, Verlängern, Enger-Nähen und Weiter-Machen, keine Änderung, die sie nicht mit entsprechender Fantasie und farbenprächtigem Stoffrest vollbracht hätte. Bis heute bin ich überzeugt davon, dass der Hippie-Style der 70er nicht unwesentlich durch die reparaturwütige Wiederaufbaugeneration geprägt worden war. Neben der Tatsache, dass wir in unseren hippiesken Outfits jederzeit identifizierbar waren, hatte diese Lebenshaltung ebenfalls zur Folge, dass wir, sobald unser Nackenhaar den Hemdkragen berührte, zum Müller geschickt wurden. Der Müller war die einzige Person im Dorf, die eine elektrische Rasiermaschine ihr Eigen nannte.

Unsere Mutter zählte uns ein paar Münzen in die Hand, die wir dem Müller nach getaner Arbeit auszuhändigen hatten, und wir machten uns auf den Weg, runter zum Bach und über die Brücke. Der Müller nickte uns kurz zu, machte im Hineingehen eine Handbewegung

Richtung Stuhl, der im halb überdachten Hof stand, und holte Rasiermaschine und Schere. Dann ging er an die Arbeit – was bedeutete, dass er bar jedes Einfühlungsvermögens für die Hippie-Kultur mit der Maschine bis zur Mitte des Hinterkopfs hinauf alles wegrasierte, über etwaige Kopfunebenheiten hinwegholpernd und mitunter blutige Schrammen hinterlassend, sodass es nicht selten passierte, dass einer von uns beiden in Tränen ausbrach, ob des Schmerzes – oder, wahrscheinlicher, ob des panischen Gesichtsausdrucks des jeweils anderen. Nach dem Maschinenmassaker griff der Müller zur Schere und zog mit ihr einen perfekten Kreis, so als ob er entlang eines gedachten Topfs modellierte, der verkehrt herum auf unserem Kopf gegessen wäre.

„*Da ondare.*“

Wir tauschten die Plätze.

Während der eine versuchte, die abgeschnittenen Haare aus seinem Hemdkragen zu nesteln, starrte der andere krampfhaft auf den Boden, wo sich unsere Locken auf den groben Pflastersteinen häuften, hin und wieder von einer Bö erfasst wurden und sich in den Halmen der Schafswaide verfangen, um von dort vom nächsten Hochwasser über Ybbs und Donau bis ins Schwarze Meer hinuntergeschwemmt zu werden.

Während die Buben von den großen Bauern bei regulären Friseuren sogar äußern durften, wie sie ihr Haar geschnitten haben wollten, waren sämtliche Kleinbauernbuben aus unserem Dorf an ihrem der Müller'schen Rasiermaschine geschuldeten Haarkranz erkennbar. Und wie wir später in der Schule erfahren sollten, einen Müller gab es in jedem Dorf, nur hieß er jeweils anders. Der Haarschnitt unterschied sich minimal und so war sichergestellt, dass der Herr Lehrer beziehungsweise die Frau Lehrerin auf den ersten Blick die Großbauern-

buben von den Kleinbauernbuben unterscheiden konnte, um notwendige Blitzurteile den regionalen Machtverhältnissen anzupassen.

Während eines sehr heißen Sommers schließlich, der Bach war weitgehend ausgetrocknet und wir hatten schon alle Forellen aus den letzten verbliebenen Tümpeln gefischt und meiner Mutter gebracht, die sie dann in die Pfanne warf und scharf herausbriet, ohne sich je nach der Herkunft der Fische zu erkundigen, da verschwand der Müller. So wie er gekommen war, spurlos.

Von einem Tag auf den anderen begann es zu regnen, fette Tropfen prasselten unablässig auf die ausgedörrte Landschaft, bildeten sogleich Pfützen, kleine Rinnsale, Bäche, überall begann es zu rieseln und zu fließen, aufgeweichte Erde rutschte, versperrte Durchflüsse, führte zu Stauungen und Überflutungen. Zu hören war, die Brücke zum Müller sei schon nicht mehr passierbar, später, das Wasser würde schon bei den Fenstern im Erdgeschoß hineinrinnen, als schließlich Feuerwehrmänner mit einer von der Nachbargemeinde geborgten Zille hinüber zum Müller paddelten. Quer über die Schafweide durch eine dünne Schicht von Kleinbauernbubenhaaren, die gemächlich flussabwärts trieb, manchmal ganz dicht – und mit viel Fantasie hätte man annehmen können, es wären Kleinbauernbubenhinterköpfe, die man im Wasser treiben sähe –, dann wieder so ausgedünnt wie am Schädel des Müllers höchstselbst, um sich zwei Tage später an der Mündung der Ybbs in die Donau rund um eine Männerleiche zu konzentrieren.

Nachdem die Feuerwehrmänner den Innenhof durchquert hatten und ihre Rufe nach dem Müller unbeantwortet geblieben waren, wurde die verschlossene

Haustür aufgebrochen. Im Hausinneren schwamm alles durcheinander, Schuhe, Zeitungen, Töpfe, die aus der Kredenz herausgespült worden waren, allein, vom Müller keine Spur. Im ersten Stock, wo sich das Schlafzimmer befand, alles aufgeräumt. Der Müller fort, wie es den Anschein hatte.

Bald schon machten Geschichten die Runde, der Müller sei in seinem Heimattal wieder aufgetaucht, sei von der Polizei verhaftet und nach Wien überstellt worden, er sei seiner Naziverbrechen über- und würde nun seiner gerechten Strafe zugeführt werden, er sei beim Versuch, eines seiner Lämmer zu retten, vom Wasser mitgerissen worden und ertrunken. Denn eine männliche Leiche sei dort, wo die Ybbs in die Donau mündet, angeschwemmt worden, so schlimm zugerichtet, dass sie nicht mehr identifiziert werden konnte.

Der Müller im nächsten Dorf, wohin wir ein paar Wochen nach dem Hochwasser zum Haare-Schneiden geschickt wurden, hieß Aigner. Und war eine Frau.

Unsere Würde sollten wir erst viel später zurückbekommen.

Seit ich ausgezogen bin, habe ich mir meine Haare nicht mehr schneiden lassen.

Es ist vier Uhr morgens und es sind nur noch wenige Leute da. Die meisten davon betrunken. Wir sitzen im Kreis am Sternparkett und erzählen uns, wovor wir nach Wien geflüchtet sind.

Um der kleinbäuerlichen und -bürgerlichen Enge der kleinen Dörfer und Ortschaften der unterschiedlichen Bundesländer zu entgehen, kam für uns nur die Hauptstadt in Frage, dort erhofften wir uns Befreiung, ein Sich-Auflösen in der Anonymität der Großstadt, die

Möglichkeit, sich selbst neu zu erfinden, ganz gleich, wer man vorher war und woher man kam.

Es ist die Altbauwohnung eines Freundes im gutbürgerlichen Währing, die hohen Kastenfenster sind mit Leintüchern verhängt, eine Matratze liegt auf dem Boden. Ein paar Ikea-Regale, eine vertrocknete Topfpflanze. Der Boden knarrt, als ich ins andere Zimmer gehe, die Nadel des Plattenspielers läuft in der Auslaufrille und es knackt, wenn sie ans Ende kommt und wieder zurückhüpft. Ich greife in die Plattenkiste und ziehe die nächstbeste LP heraus. Am Cover ist ein älterer Mann mit Schnauzer zu sehen, ich drehe die Platte um und mein Blick fällt auf die Tracklist. Ein Song heißt Max. Ich lege die Platte auf und setze die Nadel in die Rille. Eine raue Stimme setzt ein.

*„Max era Max
più tranquillo che mai,
la sua lucidità ...“*

Ich verstehe kein Italienisch, gehe ins andere Zimmer und frage, ob jemand weiß, worüber gesungen wird.